

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 8 (1904)

**Artikel:** Untergang  
**Autor:** Zimmermann, Arthur  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-574437>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Schloss Wildenstein an der Aare bei Wildegg. Nach Federzeichnung von Gottlieb Müller (Nargau), Paris

## Untergang.

Novelle von Arthur Zimmermann, Dersikon bei Zürich.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Ich schrieb die folgenden Aufzeichnungen unter dem Bann eines erschütternden Wiedersehens mit einem lieben, armen Freunde und begann damit, schon bevor ich die Nachricht von seinem endgültigen Schicksal bekommen hatte.

Es ließ mir keine Ruhe, bis ich die Rechtfertigung des Armen über seinen Fall, die er nicht der Welt, die ihn ohne Einsicht in die tatsächlichen Verhältnisse gerichtet hatte, sondern im stillen Kämmerlein dem besten Freunde gab, in ihrem vollen Umfang, gleichsam als eine Art Ehrenrettung des Unglücklichen, festgenagelt hatte. Ich schrieb so, wie ich es erlebt habe, hier und dort etwas Nebensächliches zur Abrundung des Bildes hinzufügend oder etwas erweiternd, wo es die Umstände und das Verständnis erforderten, in der Sprache freilich gefeilter und in den Ausdrücken gemilderter, als es tatsächlich der Fall war, immer in der Absicht, all denen, die dies lesen, einen deutlichen Einblick in die verschiedenen Phasen des Seelenlebens eines Unglücklichen zu verschaffen.

Meine Ruhe fand ich erst wieder, als ich den abschließenden Strich unter meine Aufzeichnungen gezogen und die Feder aus der Hand gelegt hatte.

Hier ist das Erlebnis.

Es war ein unfreudlicher\*, trüber Tag im März. Ich saß, auf den ersten Patienten wartend, unmittelbar vor meiner Morgenkonsultationsstunde, am Frühstückstisch, in angeregtem Gespräch mit meiner Frau und meinen beiden Kindern, die sich eben zum Schulgange rüsteten, als draußen zweimal schrill die Glocke erkante.

„Geh, mach auf, Trudchen!“ wandte ich mich, meine Tasse leer trinkend, an mein jüngstes Mädchen, das eilig hinausschlüpfte.

Wir hörten im Zimmer die Türe draußen öffnen und wieder schließen und die helle Stimme der Kleinen: „Wollen Sie nur hier ins Wartezimmer treten . . . Hier, wenn Sie so gut sein wollen!“ und dann ein Geräusch, wie wenn ein Hut oder so etwas zur Erde fiel.

Gleich darauf trat Trudchen ins Gzimmer und meldete: „Es ist ein Mann draußen, Papa . . . Das ist aber ein ‚Gspässiger‘, ich glaube, er hat einen Rausch.“

Sie sicherte. Neugierig sprang nun auch die ältere Martha auf, um mit der Schwester etwas von dem interessanten Schauspiel zu erhaschen.

„Weißt, wo ihr seid,“ rief ich, mich erhebend, den beiden sensationslüsternen Kleinen zu, „das ist nichts für euch!“ und trat unter die Türe.

Im Halbdunkel des dämmerigen Korridors stand breitspurig ein Mann. Groß, von fester Statur, eine stattliche Erscheinung, die imponiert haben würde, wenn nicht eine gewisse Unsicherheit in den Bewegungen, ein leises Taumeln den abstoßenden Gedanken erweckt hätte, daß der Mann angetrunken sei.

Eben bückte er sich — unsicher und schwankend — nach dem zur Erde gefallenen weichen Schlapphut und hängte ihn an einen der Haken des Garderobeständers. Dann schickte er sich, ohne ein Wort zu sprechen oder sich nur nach mir umzusehen, an, seinen etwas schäbigen Leberzieher auszuziehen, und bemühte sich, diesen ebenfalls am Garderobehalter zu plazieren.

Auch hiebei hatte er Unglück — der Mantel fiel schwer zu Boden, sodaß ich fragend auf den Fremden zutrat und ihn musternd leicht hin frug:

„Darf ich Ihnen vielleicht etwas behilflich sein?“

Doch schon war er mir zuvorgekommen und hängte das Kleidungsstück, leise vor sich hinlachend, auf, indem er meinte:

„Geduld, nur Geduld! Das geht nicht so rasch . . . So!“

Als der Mantel glücklich hing, drehte sich der Mann, sich zu seiner ganzen Größe emporreckend, zu mir, indem er mich mit dem stieren Blick eines Betrunknen fixierte und von Kopf bis zu den Füßen musterte.

Auch ich sah mir nun den Mann etwas genauer an, so gut das im Halbdunkel des Ganges möglich war.

Auf dem mächtigen Thorax, der einem Bildhauer als Herkulesmodell hätte dienen können, und einem etwas kurzen, eingesteckten Hals saß ein markanter Kopf, dessen hohe, edelgeformte Stirne weiches, welliges Haar in üppiger, grauschwarzer Fülle umfloß. Die Nase war hübsch, feingehemmt, über den Lippen saß ein locker, schwarzer Schnurrbart, und die Augen blickten braun, lang bewimpert, unter starken, dunkeln Brauen hervor, mit jenem eigenen verschleierte Timber auf mich, wie wir das etwa beim Bündner Schlag oder bei südlichen Rassen sehen. Ueber dem ganzen Gesicht, das jetzt etwas gedunsen und unnatürlich gerötet war, lag es wie der Abglanz einstiger Schönheit und hoher Intelligenz.

Eine Minute lang mochten wir uns wohl so angesehen haben. Dann brach ich das Schweigen, indem ich den Unbekannten fragte:

„Wollen Sie, bitte, nähertreten! Womit kann ich Ihnen dienen?“

Damit schritt ich mit einer einladenden Handbewegung gegen mein Konsultationszimmer.

Doch der Mann stand immer noch wie angegossen, machte dann eine leichte Seitendrehung und lachte, mich immer über die eine Schulter anlogend, laut und roh auf:

„Ha — ha — ha — ha!“

Dann trat er einen Schritt auf mich zu und frug herb:

„Kennst mich nicht mehr, he?“

„Du! Kennst mich wirklich nicht mehr? He?“

Ich war stille gestanden. Ein leichter Schauer hatte mich bei dem vertraulichen „Du“ des Fremden überriefelt, und nun schaute ich ihn prüfend noch einmal genauer an. Beim Zusehen überkam es mich wohl wie ein leises, erwachendes Erinnern,

daß ich diesen Gesichtszügen, dieser stolzen Haltung schon irgendwo begegnet sein mußte — aber jedenfalls in weiter, weiter Ferne, in Zeiten, die längst vergangen, auf dem Eiland der Jugend, die wie ein verzaubertes Inselreich nur noch schattenhaft in verschwommenen Umrissen vor mir stand. Gewiß, gesehen hatte ich ihn schon irgendwo; aber nennen konnte ich ihn nicht, wie ich auch mein Gedächtnis anstrengte, es war zu lange her.

Oder — — —

Ein beklemmendes Angstgefühl stieg plötzlich in mir auf. Aber nein, das konnte ja nicht sein, derjenige, dessen Namen mir plötzlich durch den Sinn fuhr, war ja seit Jahren verschollen, der trieb sich wer weiß wo in der weiten Welt herum und war seit fast undenklicher Zeit nie mehr in der Heimat gesehen worden.

So antwortete ich zögernd und halb fragend: „Nein!“

Da schrie der Fremde auf wie ein gereiztes Tier:

„Kennst mich nicht mehr?“

Dann sank seine Gestalt schwer in sich zusammen, und jedes Wort hart betonend, fuhr er fort:

„Ich bin der Pfarrer Herter!“

Wie ein Keulenschlag traf's mich. Die Binde fiel plötzlich von meinen Augen, und scharf umrissen stand die Erinnerung wie Wirklichkeit, wie die Gegenwart vor mir.

„Der Herter, der Pfarrer Herter! Ja, das war der Herter!“

Das Herz krampfte sich mir wie unter einem eisernen Gürtel zusammen.

„Kennst du mich jetzt?“ brach der andere das sekundenlange Schweigen. „Und du schickst mich nicht fort, he? Komme ich dir nicht ungelegen? Sag's nur, sag's nur, ich gehe auf der Stelle wieder... Sag's nur!“

Das sollte frech und trozig klingen; aber aus seinen Worten hörte ich mit sicherem Gefühl die Bangigkeit, die blasse Angst herausschreien, daß ich ihn wirklich wieder fortschicken könnte. Mich überkam plötzlich ein tiefes Mitleid, die alte Freundschaft flackerte hell empor, und herzlich trat ich, ihm die Hand entgegenstreckend, auf ihn zu:

„Nein, Herter, wer spricht da von Passen oder von Ungelegenkommen! Sei mir willkommen! Und nun tritt ein und sprich: wo kommst du her, was führt dich zu mir? Schütte mir dein Herz aus, erleichtere dich!“

Er hatte meine Hand mit festem Händedruck ergriffen und preßte sie mit der ihm eigenen urwüchsigen Kraft wie in einem Schraubstock, während ich ihn in mein Privatzimmer führte. „Setze dich nur und entschuldige mich einen Augenblick, ich bin gleich zurück!“

Nach verständigte ich meine Frau, daß die kommenden Klienten auf den Mittag wieder herzubestellen seien, und sagte ihr, wer da sei. Dann holte ich vom verlassenen Frühstückstisch die kleine Kaffeemaschine, stellte sie, frisch mit heißem Wasser und neuem Kaffeepulver beschickt, nebst einer Tasse auf ein Tablett und war so beladen im Handumdrehn wieder bei meinem sonderbaren Gast.

Er saß auf einem Stuhl, den Kopf in beide Hände gestützt, mit schwerem Atem vor sich hinbrütend.

Indem ich das Tablett auf eines der kleinen Instrumententischen stellte und die Spiritusflamme unter dem Apparat entzündete, frag ich ihn:

„Nun sprich, wo kommst du her? Was treibst du?“

Er schüttelte den Kopf und schaute dann rings im Zimmer sich um, wie wenn er jeden Gegenstand darin seinem Gedächtnis einprägen wollte. Dann stöhnte er plötzlich auf und rief:

„Herrgott, wie hast du gearbeitet! Und ich... und ich...“

Dann versank er wieder in Schweigen.

„Dir ist nicht wohl!“ unterbrach ich die beklemmende Stille. „Komm, trink eine Tasse guten schwarzen Kaffee, das wird dir wohl tun!“

„Nicht wohl?“ lachte er kynisch auf. „Bah! Sag's nur mit dem rechten Wort heraus: ich bin besoffen, das siehst du doch wohl?“

„Haha, die ganze vergangene Nacht habe ich durchgekneipt — mit den Arminen, weißt du — erst auf der Kneipe, dann in der Pfeifkammer, im Franziskaner, im der Blauen Fahne, haha! Mit dem ersten Zug bin ich dann hier herausgefahren und habe frierend auf dem Bahnhof gewartet bis zu der Zeit, wo man sich dir vorstellen darf. Und da bin ich nun! Leistung, nicht? Ha — ha — ha!“

„Woher wußtest du überhaupt, daß ich hier bin?“

Er sah mich mißtrauisch von der Seite an und meinte:

„Ja, glaubst du, man verfolge seine alten Freunde und Kameraden nicht auf ihrem Gang durch die Welt? So gut, wie ihr mich im Auge behaltet und euch nach mir erkundigt. Der einzige Unterschied dabei ist nur der, daß für mich nichts Schönes herauskommt bei der Sache!“

Wieder sank er zusammen und verbarg sein Gesicht in den Händen.

„Ach, laß gut sein!“ sprach ich auf ihn ein, indem ich seine Tasse mit dem stark duftenden Kaffee füllte. „Und nun, was führt dich eigentlich her und woher kommst du?“

„Ja,“ antwortete er, „das ist nicht so leicht gesagt. Wart' ein wenig, dräng' mich nicht... Laß mich zuerst nachdenken!“

Er lehnte sich im Sessel zurück, verschränkte die Arme theatralisch auf der Brust, und während er mit der einen Hand sein Kinn stützte, bog er seinen Kopf leicht nach hinten und schloß die Augen wie einer, der sich keine Antwort gründlich zurechtlegen will.

Ich beschloß, nichts mehr zu fragen, und saß, ihn schweigend betrachtend, ihm still und bekommen gegenüber. Und während ich die verwahrloste Menschengestalt meines alten Freundes so vor mir sah, stieg Bild um Bild einer längst vergangenen Zeit in greifbarer Deutlichkeit vor meinem geistigen Auge empor.

Was für ein flotter Bursche wandert dort mit lockigem Haar durch die Straßen Zürichs, die bunte Mütze fest aufs rechte Ohr geschoben? Das ist der Herter, einen Bessern würdet ihr damals wohl nimmer an unserer Hochschule gefunden haben! Wie hell und fröhlich seine Augen in die Welt schauten! Wie manches Mädchenantlitz hat sich nicht mit lieblichem Rot überzogen, wenn er ritterlich mit angeborener Grazie grüßend die Mütze vor ihm schwenkte! Jedes Herz schlug ihm entgegen, jeder noch so verknöcherte Philister verspürte eine wohlige Wärme in seinem Busen tauen und ein gelindes Mahnen an die eigene Jugendfröhlichkeit, wenn er ihn erblickte.

Mit einem gewinnenden stattlichen Neußern verband er eine feine Lebensart und eine gediegene Herzensbildung, die ihm überall Tür und Tor öffnete. Ja, der Herter, das war einer!

Wenn er auf dem Pausboden antrat, griff eine feierliche Stille Platz. Ruhig, der Herter sieht! Hei, wie elegant, wie scharf seine Hiebe bligten und saßen! Mit dem war nicht gut Kirichen essen!

Wenn er auf der Kneipe erschien, tönte es von allen Seiten: Hurrah, der Herter! Und die Abende, an denen er mit seinem sprudelnden Humor die Kunde beherrschte, waren die schönsten, die man sich denken konnte. Und wenn er erst in intimum Kreise, in irgend einem kleinen Weinkneiplein, in später Stunde in seine Taschen griff und uns seine Verse vorlas, Verse von einem Wohlklang und von jener heimwehweckenden, elegischen Färbung, die an Lenau oder Leutbold erinnerten, dann verschwand der Begriff Zeit, vergeffen war alles um uns, wir horchten nur und lauschten und berauschten uns an dem Wohlklang seiner Stimme und dem wunderbaren Zauber seiner Lieder.

Auch die Geige beherrschte er wie nicht gerade einer, und wer gewürdigt worden, auf seiner hochgelegenen Bude in einer schönen Sommernacht, wenn der Mond silbern durchs Fenster fiel und seine Gestalt mit magischem Licht übergoß, ihn spielen zu hören, den verlangte nimmer nach Hause, und nie wird das Gedanken daran in seiner Seele ausgelöscht werden.

Er war ein Liebling der Mäusen und des Apoll. Ja, der Herter, der Herter!

Er studierte Theologie, freilich nicht aus freiem Antrieb. Er huldigte so freien Ansichten, war so überzeugter Darwinianer, daß wir manchmal lachen mußten, wie er überhaupt dazu kommen konnte, gerade die Gottesgelahrtheit zum Berufstudium zu wählen, und einer nannte ihn einmal scherzweise den „Kexer“, welcher Name ihm dann als treffendes Cerevis hängen blieb. Den Ausschlag zu seiner Berufswahl — so munkelte man — hatte eine alte Tante gegeben, die ihm die Mittel zum Studium in freigebigster Weise zur Verfügung stellte und ihm auch ihr Vermögen testamentarisch zugesichert hatte, unter der Bedingung, daß er eben Theologie studiere.

So konnte er sich Zeit lassen und studierte etwas lange — es eilte ihm einfach nicht: „Das kommt immer noch früh genug, nur nicht pressieren!“

Auch seine gesellschaftlichen Fähigkeiten, das Künstlerhafte, Flatternde seines Charakters hielten ihn etwas lange in ihrem Bann, und man mußte ihn schließlich fast dazu zwingen, nun doch an sein Examen zu denken.

Und er hat daran gearbeitet, trinkend, spielend, dichtend — ein eigenartliches Arbeiten — und hat es auch endlich gut bestanden.

Und dann kam ein schweres: «Vale, alma mater!» Ein flottes Komitat begleitete ihn bis zum nächsten Dorf, und der Abschied von ihm bedeutete für die Zurückbleibenden einen herben Verlust: Unser Körper blieb zurück — die Seele, die gemeinsame Seele unserer Gesellschaft entschwebte. Mit dem jungen Pfarrherrn war das beste Teil von uns genommen, die Sonne — im Finstern blieben wir zurück.

„Vemooster Buriche zieh' ich aus, ade!“

Auf sonnigem Rebhügel im weiten schönen Tal der Aare steht ein stattliches Kirchlein und daneben im Schatten alter Platanen ein liebliches, idyllisches Pfarrhaus. So recht gemacht und geschaffen zu behaglichem, stillem, weltentrücktem Wohnen, zum Träumen und Dichten und zu anregender, ernster Geistesarbeit.

Hier hatte der junge Pfarrherr seine Zelte aufgeschlagen, seit ihn die Gemeinde Hochfeld zu ihrem wohlbestallten Seel-sorger gewählt hatte.

Er schrieb oft an uns und viel, hauptsächlich an mich — und schrieb nur Schönes und Gutes. Es behagte ihm in seinem Nest, seine Gemeinde hätte ihn gern, und er hätte sich besser in die praktischen Verhältnisse eines Seel-sorgers eingelebt, als er je gedacht haben würde. Zudem sei ja nur einmal Sonntag in der Woche, und es bliebe ihm soviel schöne freie Zeit zu liebhabereiher Nebenbeschäftigung, daß er vor-derhand mit dem Schicksal zufrieden sein dürfe; so arbeite er gegenwärtig an verschiedenen historischen Sachen, die ihm Freude machten. Ich solle ihn doch einmal besuchen... Auch durch die Zeitungen erfuhren wir von ihm. Seine Arbeiten, die er als Mitglied der historischen Gesellschaft seines Kantons publizierte, trugen ihm günstige Rezensionen ein, sein Name hatte einen guten Klang im Lande. Dann hörten wir lange nichts mehr von ihm. Die räumliche Entfernung zwischen mir und meinem alten Freund, dann auch der Umstand, daß ich mich auf mein medizinisches Staatsexamen vorbereitete, das damals in bedrohlicher, unheimlicher Nähe stand, ließ die alten Konnexionen leise etwas einschummern — man vergaß sich etwas, wie das ja so geht. Aber als ich mein Patent als praktischer Arzt erst glücklich in der Tasche hatte, da ward ich mir der langen Pause im Verkehr mit Herter doch wieder bewußt, die Sehnsucht und das Bedürfnis, ihn wieder einmal zu sehen, wurde immer mächtiger in mir, und so zog ich eines schönen Tages aareaufwärts der pfarrherrlichen Klause entgegen, wo ich mit offenen Armen empfangen wurde.

O welch herrliche Tage waren das, die ich dort in stiller Weltabgeschlossenheit verlebte!

Die Welt schien mir schöner und begehrenswerter als je, eine Frühlingswoche war's, wie man sie sich nicht lieblicher denken konnte — hierhin, dorthin wanderten wir — all die ruinen-geschmückten Vergeshöhen, die wir von der Pfarrstube aus erblicken konnten, wurden heim-gelucht. Brannte die Sonne zu heiß auf unsern Rücken, so suchten und fanden wir Schutz in der dunkeln Gartenlaube irgend eines ländlichen Wirtshauses und tauchten unsere Gedanken aus, frischten alte Erinnerungen auf oder bauten Luftschlösser für die Zukunft.

Und wenn wir an den schönen lauen Abenden im Pfarrgarten unter einer der alten Platanen saßen — vor uns einen bauchigen Krug aus dem pfarrherrlichen Keller — und die Pfeifen dampften, dann kam es wohl vor, daß das eine oder andere unserer studentischen Lieder in die linde Frühlingsnacht hinaus schallte in so toller ausgelassener Fröhlichkeit, daß die Leute in den strohgedeckten Nachbarhäusern wohl zwei-

felnd die Köpfe geschüttelt und die Decke fester über die Ohren gezogen haben mochten.

O schöne, herrliche Zeit, wenn man erst an der Schwelle des vollen Lebens steht!

Als meine Tage um waren und ich wehmütig Abschied nahm, trug ich das Bewußtsein mit nach Hause: der Herter ist am rechten Platz, dem kann das Leben nichts anhaben!

Jahre kamen, Jahre gingen.

Wieder war ich zum Pfarrhaus am Aarehügel heraufge-pilgert, um der alten Freundschaft ein Weisopfer darzubringen. Aber ich traf den, den ich sehnsüchtig suchte, nicht zu Hause.

Er sei in die Kantonshauptstadt verreist, und wenn er dorthin gehe, komme er vor dem späten Abend nicht heim, erklärte mir die gleiche, jetzt etwas griesgrämige Magd, die der Pfarrer früher schon hatte und die mich gleich wieder erkannte.

„Leberhaupt werden Sie ihn verändert finden, Herr Doktor!“

„Ja, wie so denn?“ wunderte ich.

„Das werden Sie schon selber sehen, heute Abend,“ lautete





die ausweichende Antwort, die von einem vielsagenden Lächeln begleitet war.

Es war ein banges Warten, die langen Stunden, das ungemütlicher noch durch die anzüglichen Bemerkungen der Magd wurde.

Schließlich machte ich einen Gang durch das Dorf und die mir von früher her noch gar wohlbekannte Gegend und trat, müde zurückgekehrt und den Pfarrer immer noch nicht an-treffend, zu einem kleinen Imbiß im stattlichen Dorfwirtshaus ein.

Man erkannte mich auch hier wieder, und wie natürlich, kam das Gespräch bald auf den Pfarrer.

Mit unauffälligen Fragen über sein Leben und Treiben brachte ich rasch heraus, daß etwas nicht ganz richtig sein mußte in dieser Beziehung, und so nahm ich denn den Wirt, als die Gaststube einmal zufällig keinen weiteren beherbergte als mich, vertraulich beiseite, um ernsthaft mit ihm über die Sache zu reden.

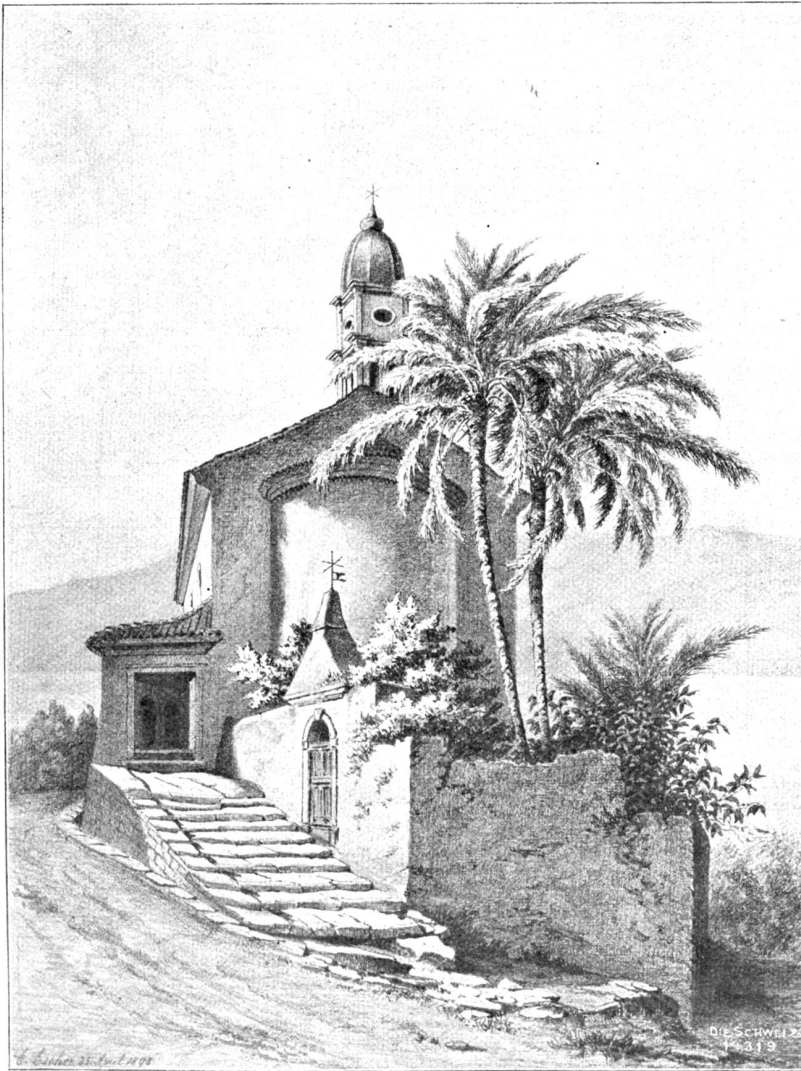
„Ja, sehen Sie, Herr Doktor, das ist so eine eigene Sache!“ nahm dieser das Wort, als wir ungestört in einer dämmerigen Ecke der Gaststube saßen. „Er ist der gleiche und doch nicht mehr der gleiche. Es ist so etwas ... wie soll ich sagen, ich kann mich als gewöhnlicher Bauer nicht so präzis ausdrücken, wie es Ihnen vielleicht wünschenswert wäre ... ich meine, es ist so etwas Nachlässiges über ihn gekommen, so etwas ‚Schlappiges‘, ich möchte fast sagen ‚Verbauertes‘, wenn das Wort mir nicht

widerstrebt und gegen meine persönliche Ehre ginge. Es ist ihm alles so gleich: er tut seine Pflicht ja ... ganz gewiß ... ich möchte da nichts gegen ihn sagen ... aber mit viel weniger Eifer als früher, es ist ... als wenn ihm sein Beruf verleidet wäre, und ich habe ihn schwer im Verdacht, daß er selbst nicht glaubt, was er uns von der Kanzel herab vortreibt. Auch ist er zu gemein geworden ... ich meine zu herablassend mit den Leuten, zu intim im Verkehr mit ihnen, sodaß ihn die Bauern mehr wie ihresgleichen behandeln, denn wie als Pfarrer. Der nötige Respekt fehlt vor ihm ... Da liegt der Has im Pfeffer!“

„Und dann,“ kam es zögernd von seinen Lippen, „ist noch etwas anderes da, was meiner Anschauung nach der Grund des Vorhergesagten ist ... er ... kneipt etwas zuviel. Wenn er's noch zu Haus täte und gegen außen die pfarrherrliche Würde zu wahren wüßte ... das wäre noch etwas anderes. Aber er trinkt auch bei seinen Krankenbesuchen ... und ... und ... im Wirtshaus. Ich spreche da gegen mein eigenes Interesse, gewiß; aber ich habe doch als einfacher Mann das Gefühl, daß da der Pfarrer nicht so viel hingehört; da verliert er eben den nötigen Abstand zwischen sich und seinen Pfarrkindern, der wiederum den Respekt bedingt ...“

„Sie müssen es mir nicht übelnehmen, daß ich Ihnen das so frei herausspreche; aber ich weiß, daß Sie sein bester Freund sind und in dieser Beziehung auf ihn einwirken können, besser als wenn ich es ihm sage, wie ich es auch schon im Sinn gehabt habe.“

(Fortsetzung folgt).



Kirche von Potamos auf Korfu.

Nach Bleistiftzeichnung von Emilie Fischer-Kündig, Zürich.

## ✻ Korfu ✻

Zu den beiden Zeichnungen  
von Emilie Fischer-Kündig\*).

Es mag am Platze sein, den Bleistiftzeichnungen „Potamos“ und „Kloster S. Theodoros“ einige orientierende Zeilen beizugeben.

Die griechische Insel Korfu hat eine ungefähre Länge von sechzig Kilometern und folgt im wesentlichen der Richtung von Nord nach Süd. Ihre größte Breite hat sie im gebirgigen nördlichen Teil, der sich bis auf 2½ Kilometer der türkischen Küste nähert, während der mittlere Teil sich bis gegen zwanzig Kilometer von der Küste entfernt. Der südliche Abschnitt springt wieder mehr nach Osten vor, und es umgreift somit die Ostküste der Insel von Westen her einen Meeresabschnitt, der, von ihrer Mitte aus betrachtet, den Eindruck eines Binnensees macht. Zwei Meerengen, Nordkanal und Südkanal genannt, verbinden diesen „Binnensee“ mit dem offenen Meer. Durch sie nehmen Dampfer und Segler von Norden und Süden her ihren Weg nach der Hauptstadt gleichen Namens wie die Insel.

Die Stadt Korfu liegt auf einem kleinen Vorsprung der Ostküste, dem Nordkanal etwas näher gerückt als dem Südkanal. Ihrer mittelbaren Umgebung sind unsere Zeichnungen entnommen.

Die Ortschaft Potamos, ein stattlicher Flecken, liegt eine kleine Stunde nordwestlich der Hauptstadt in erhöhter Lage, etwas über dem Flusse gleichen Namens. Vor ihrem nördlichen Eingang liegt die alte Kirche, die hier wieder gegeben ist. Auf dem Kirchhof stehen zwei Palmen, deren malerische Formen den Wanderer fesseln, und etwas rechts davon sehen wir in der Tiefe die ruhige Wasserfläche des Korfu vom Festlande trennenden Meeresabschnittes. Jenseits

\*) vgl. auch die Kunstbeilage „Eibenham auf Korfu“ (von Frank Buchser).